

Beilage zum „Oberschlesischen Anzeiger“ und „General=Anzeiger für Schlesien und Posen“

Die Küche

Skizze von **Hans Mende**. (Nachdr. verb.)

Als sie ein kleines Mädchen war, spielte sie in einem Lumpenkeller auf dem Dorfe mit alten rostigen Löffeln, Kaffeemühlen, die nicht mehr zu bewegen waren, und Konservenbüchsen.

Ihre Mutter arbeitete in einer Fabrik, war schwer lungenleidend und wurde oft verschickt. In dieser Zeit betreute sie Petwerka, ein Greis, der von der Stadt Kinder in Pflege nahm.

Bei Petwerka besuchte sie einmal eine feine Dame, beugte sich zu ihr herab und sagte:

„Möchtest du etwas Hübsches haben?“

Die Augen des Kindes begannen zu leuchten.

„Eine Küche möchte ich haben.“

Nanusch hatte nie eine Küche besessen, nie eine gesehen. Nur einmal, von ganz fern, die große Küche eines Hotels, als sie aus Uebermut dem Mann nachgelaufen war, der von dem Hofe des Hotels die Aschekästen holte.

„Eine Küche?“ fragte die Dame.

„Bitte, bitte,“ sagte Nanusch.

Drei Tage später kam eine Küche für Nanusch. Sie bekam sie gar nicht erst zu Gesicht, sondern Petwerka verkaufte sie für zwei Rubel an den Spielwarenhändler.

„Nun hat Väterchen, mein Täubchen, gezaubert. Er hat aus deiner Küche Schnaps gemacht.“

Des Kindes bemächtigte sich eine unheilvolle Wut. Sie begann zu zittern und die Zähne aufeinander zu beißen. Dann schlug sie mit den Fäusten auf Petwerka ein.

Der nahm ein Stück Holz, einen langen, breiten Scheit, und schlug Nanusch gegen den Rücken, daß sie taumelte. Und als sie zusammensank, begann er zu schimpfen:

„Das hat man von dem Lausepack, wenn man es gut meint. Jetzt raus mit dir, du kannst unter dem Himmel bleiben. Damit du es weißt: deine Mutter zahlt nicht mehr, sie kann gar nicht mehr zahlen.“

Das Kind wimmerte noch.

„Sie ist nämlich verdorben und gestorben . . .“

— — — — — — — — —

Nanusch ging auf die Wanderschaft. Als sie vierzehn Jahre alt war, gesellte sich ein Bursche zu ihr, der ihr nicht von der Seite wich und ihr jeden Wunsch von den Augen absah.

„Willst du mich nicht heiraten?“ fragte er.

„Wenn du mir eine Küche schenkst,“ sagte sie gleichgültig.

Der Bursche zergrübelte sein Hirn.

Er quälte sich tagelang mit dem Gedanken, wie er seinem Mädchen eine Küche verschaffen könnte. Bei einem sinnlosen Einbruch in ein Möbelgeschäft einer kleinen Stadt wurde er gefaßt.

— — — — — — — — —

Als Nanusch vierunddreißig Jahre alt war, war die Landstraße schon lange ihre Heimat. Sie lebte im Sommer wie im Winter im Freien, in Scheunen und Ställen.

Vielfach hatte man sie schon wegen Vagabundierens bestraft.

Eines Tages fand sie ein Gendarm an einer Schonung.

Er berührte sie mit dem Fuß. Da sah er, daß sie nicht schlief, sondern mit wachen Augen in den Himmel starrte.

Sie war unfähig, sich zu erheben.

Der Gendarm glaubte, sie sei betrunken.

— — — — — — — — —

„Hoffnungslose Lungen,“ sagte der Arzt, „wahrscheinlich ererbt. Bleibt im Krankenhaus.“

Nun kam Nanusch in ein schönes weißes Bett.

„Haben Sie einen Wunsch?“ fragte die Oberschwester.

„Eine Küche möchte ich haben,“ sagte Nanusch. „Eine schöne weiße warme Küche.“

Die Schwester ging zum Oberarzt.

„Sie phantasiert schon.“

„Unmöglich,“ sagte der Arzt. „Sie hat ja gar kein Fieber.“

— — — — — — — — —

Eine reiche Dame hatte hundert Lose einer Haushaltungslotterie gekauft. Sie schenkte sie dem Krankenhaus.

Nanusch bekam eins.

An dem Tage, als der Arzt Nanusch die Augen zum ewigen Schlaf zudrückte, war Ziehung.

Nanusch hatte eine Küche gewonnen.

Sie wurde versteigert und der Erlös gegen die Unkosten der Anstalt verrechnet.

Ungelöste Rätsel, ungehobene Schätze

Plauderei von **Gustav Schrammel** (Nchdr. verb.)

Wenn in einer Gesellschaft das Gespräch auf ungelöste Rätsel kommt, dann schweifen die Sinne und Gedanken unwillkürlich in die Welt des Uebersinnlichen. Rätsel sind für uns gleichbedeutend mit dem Jenseits, jener uns unbekannten, nur in der Phantasie vorstellbaren Welt. Bleiben wir getrost mit den Sinnen und beiden Beinen auf unserm irdischen Erdplaneten — auch er hat seine Geheimnisse und Rätsel, die wir mit den Mitteln des Verstandes nicht lösen können.

Es ist der Tiefseeforschung beispielsweise noch nicht gelungen zu ergründen, welche Schätze auf dem Grunde des Meeres ruhen. Die Unterwassertiefen, die man heute mit Hilfe der modernen Taucherausrüstungen erforschen kann, sind doch nur sehr gering. Und das Heben von gesunkenen, mit wertvoller Fracht geladenen Schiffen hat nur dann Aussicht auf Erfolg, wenn diese in geringe Tiefe gesunken sind. Wie viele Schiffe haben aber mitsamt ihren Besatzungen ein nasses Grab in einer Tiefe gefunden, zu der der Mensch einfach nicht vordringen kann, und von wie vielen weiß niemand den Ort des Unterganges! Der Boden der Meere ist im wahrsten Sinne des Wortes mit Gold bedeckt.

Ein solches „Goldschiff,“ von dem niemand die Stelle seines Unterganges weiß, ist die „Florida,“ die irgendwo auf dem Grunde der Tobermory=Bucht ruht. Dieses Schiff lief im Jahre 1559 in der Tobermory=Bucht der Insel Mull ein. Kaum hatte es dort festgemacht, als ein Krieger in voller Rüstung sich bei dem spanischen Kapitän des Schiffes melden ließ und diesem das Angebot machte, ihm gegen eine große Menge von Nahrungsmitteln hundert Mann seiner Besatzung zu leihen. Der Kapitän, ein sehr habgieriger Mensch, ging mit Freuden auf dieses Angebot ein, und der Vertrag zwischen beiden wurde sofort perfekt gemacht. Der Krieger übergab dem Kapitän eine Unmenge bereits an Land lagernder Lebensmittel, die dieser sofort verladen ließ, während der Streiter mit seinen hundert „Lebensmittel“-Söldlingen landeinwärts zog. Bald aber bereute der Kapitän seinen Schritt und ihm dämmerte die Erkenntnis, daß ihm durch die ausgeliehenen Kämpfer noch große Unannehmlichkeiten erwachsen könnten. Sein Unbehagen stiegt, als er erfuhr, daß er seine Mannschaft niemand anderem als Douglas Maclean, einem damals berüchtigten Rebellen, geliehen hatte. Dem Kapitän wurde siedend heiß bei dem Gedanken, daß dieser nach Beendigung eines mit Hilfe seiner Leute ausgeführten Raubzuges zurückkehren und sein Fahrzeug, das eine wertvolle Goldladung enthielt, ausplündern könnte. Er sandte der Schar daher auf schnellstem Wege einen Boten nach mit dem Befehl, die hundert Mann unverzüglich zurückzubringen. Nach wenigen Stunden erschienen denn auch die Leute unter Anführung eines Vertrauten Macleans. Doch fehlten drei Mann. Auf die Frage des Kapitäns nach dem Verbleib dieser Leute erhielt er zur Antwort, daß diese als Geißeln zurückbehalten worden wären, bis der Kapitän Maclean für die gelieferten Lebensmittel auf andere Weise entschädige. Der habgierige Spanier ließ daraufhin den Vertrauten Macleans entwaffnen und einsperren und verließ mit seinem Schiff umgehend die Bucht. Dem Gefangenen gelang es aber auszubrechen, er fand die Pulverkammer, legte eine Zündschnur, zündete diese an und sprang aus einer Luke in das Meer. Wenige Minuten später loderte eine Feuergarbe am Himmel auf, die Florida barst unter einer entsetzlichen Detonation auseinander und wurde von der See gierig verschluckt. Es ist bis heute nicht gelungen, den Untergangsort des Schiffes zu entdecken. —

Die Goldgräber Kanadas waschen in mühseliger Arbeit **die Goldkörnchen** aus dem Sand und unbändig ist ihre Freude, wenn sie einmal ein wallnußgroßes oder gar noch gewichtigeres Stück Gold finden. Vielen bleibt aber das erhoffte Glück versagt und sie ertragen das Leben unter schwierigsten Umständen nur in der Hoffnung, einmal einen guten Fang zu machen, der sie von allen Sorgen befreit. Aehnlich wie diese Goldsucher sind immer wieder welche ausgezogen, um den Goldschatz der — Inkas zu finden. Die Stelle, an der die Priester den Schatz aus reinem peruanischem Golde vergraben haben, beschränkt sich auf einen Umkreis von nur wenigen Kilometern, und trotzdem ist jeder Versuch, diesen Goldschatz aufzufinden, bis auf den heutigen Tag vergeblich gewesen. Diesem sagenhaften Schatz liegt folgende Geschichte zugrunde: In der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts dehnten die Spanier in ihrem Hunger nach Gold ihre Eroberungszüge immer weiter aus. Als sie 1538 von einem weit im Süden lebenden reichen Volke hörten, machte sich der Obrist Pizarro mit einem Heer auf, diesem Volk, den Peruanern, die spanische Oberhoheit aufzuzwingen. Es gelang ihm auch, den Inka Atahualpa von Cuzco gefangen zu nehmen, für dessen Freilassung er eine geradezu phantastische Summe forderte. Die Peruaner sagten auch zu, ihm diese Summe zu einer bestimmten Zeit an einem näher bezeichneten Ort zu überbringen. Pizarro aber, in dem Glauben, daß die Peruaner nur Zeit gewinnen wollten, ließ seine Geißeln ermorden. Davon hörten unterwegs die Priester, die mit elftausend Lamas, von denen jedes eine Goldlast von 100 Pfund trug, unterwegs zu den Spaniern waren. Sie bogen vom Wege ab und vergruben den Schatz an einer unzulänglichen Stelle, wo er heute noch liegen soll. —

Die unerforschten Geheimnisse auf unserm irdischen Erdplaneten sind aber nicht nur „materieller" Art. Ein Problem, das vor allem die Gärtner seit langem beschäftigt, ist die Züchtung einer blauen Rose, die bisher noch niemandem geglückt ist. Es hat auch hier, wie überall Fanatiker gegeben, die ihr Leben und ihr Vermögen daran setzten, um dieses Ziel zu erreichen. Ein holländischer Gärtner, der am Anfang dieses Jahrhunderts starb, hat 25 Jahre seines Lebens und 300 000 Mark mit Versuchen zur Züchtung einer blauen Rose geopfert. Der Tod setzte seinen weiteren Experimenten ein Ziel. Und vor und nach ihm haben viele Leute ähnliche Versuche unternommen. Zweitausend Spielarten an Rosen hat die moderne gärtnerische Kunst hervorgebracht, ohne das Ziel, eine blaue Rose zu kultivieren, erreicht zu haben. Die Natur zieht auch hier menschlichem Wollen und Können eine Grenze, über die es kein Hinwegschreiten gibt.

Zu den ungelösten Rätseln gehört auch die Erfindung eines Perpetuum mobile, ein Problem, das wohl so alt ist wie die Menschheit selbst. Man versteht darunter einen in ewiger Bewegung befindlichen Apparat, der sich selbst aus eigener Kraft speist. Ein solcher Apparat würde natürlich alle physikalischen Gesetze sprengen, womit der beste Beweis erbracht ist, daß es ein Perpetuum mobile nie geben kann und wird. Und nur hoffnungslose Phantasten können sich über die Grundsätze der Physik hinwegsetzen. Alle Zeit, Arbeit und Geld, die Phantasten auch heute noch für die Lösung dieses Problems aufwenden, das in Wirklichkeit nur eine Utopie ist, bleibt vergebene Liebesmüh.

Mozarts Schwester

Zu ihrem hundertsten Todestage am 29. Oktober 1929.

Von **Anna Schwabacher-Bleichröder.**

„Ich küß' 1 000 000 Mal der Mammi die Hand und der Nannerl das Gesicht, die Nas' und den Hals . . .", so heißt es oft in den lustigen Briefen, die Jung-Mozart von Konzertreisen in die geliebte Vaterstadt Salzburg sendet. Denn fast ebenso viel wie der Papa, der „gleich nach dem lieben Gott kommt, weil er musiziert wie die lieben Engelein," und die teure Mama galt ihm „'s Nannerl." Das war Maria Anna Mozart, des gottbegnadeten Meisters hochmusikalische, um fast fünf Jahre ältere Schwester.

Beide Kinder genießen daheim beim Vater, dem österreichischen Hofmusiker Leopold Mozart, dessen wertvollen Unterricht, oft im Beisein des den Kindern ein gutes Horoskop stellenden Hoftrompeters Schachtner. Und allabendlich singen der sechsjährige Wolferl und das zehnjährige Nannerl im Nachthemdlein, auf Stühlen stehend, vorm Schlafengehen ein Liedchen, das der Knabe auf einen von Nannerl in italienischer Sprache verfertigten Text komponierte.

Der Zeitsitte gemäß zeigt bald Vater Mozart seine beiden Wunderkinder der staunenden Welt. Außer dem ungewöhnlichen Musiktalent eignet beiden Anmut und Humor. Zuerst geht es nach Wien, wo Maria Theresia gleich nach einem ersten Vierhändigspielen der beiden Kinder diesen liebreich die Wange zum Kusse darbietet. Der allzeit zärtliche Wolferl aber springt der Kaiserin schlangweg auf den Schoß und küßt sie so tüchtig ab, als wär' sie sein „Nannerl." Die gütige Frau zürnt dem Frechdachs nicht, hat sie doch selbst sechzehn Kinder. Dies begab sich im Familienzimmer. Und für den nächsten Abend schon hat die Kaiserin für ihre Schützlinge ein Konzert angesetzt, dem der ganze Hof, ja selbst die kleineren Kinder, die Erzherzöge und Erzherzoginnen beiwohnten. Die Kinder sind die einzigen Solisten dieses für sie weltbedeutenden Abends, teils gemeinsam am Klavier, teils mit Violine und an der Hausorgel. Nannerl absolviert mit Herzklopfen ihre erste Nummer und begleitet dann den Bruder. Brausender Beifall. Und neben anderen reichen Geschenken erhält Nannerl ein Festgewand von der kleinen Erzherzogin Maria Antonie, der späteren Königin von Frankreich. Auch nach diesem Lande führt die beiden vom Vater geleiteten Kinder ihre erste Tournee über Koblenz und Köln. Unterwegs muß Mozarts Schwesterchen trotz anstrengender musikalischer Tätigkeit auch noch auf Wunsch des Vaters Tagebuch führen, um ihre Rechtschreibung zu verbessern, die dessen allerdings bedarf, wie dieses Pröbchen zeigt: „In Wisbadn ursprung von den warmen und kald bad. In Bibrich den garten das Schlos, worin ein runder sall is in coblens die festunk das zeighaus in bonn das schlos und garden . . . auf den weg nach cölln flakenlust worinn ein zeimmer von lauterr spigeln is das indianische haus kinesche häuser . . ." Als Vater Mozart 's Nannerl wegen dieser schauerlichen Schreibart nachexerzieren läßt, verteidigt Wolferl es: „Kann ein Mensch alles können? Und 's Nannerl ist zuletzt auch nur ein Menscherl. Aber was für eins! Tagsüber übt's seine sechs Stund' am Klavier, und abends näht's uns auch noch die Knopferl an die Röck'." Von Paris, wo man ebenfalls die Wunderkinder bestaunt und belohnt, nur daß die Marquise von Pompadour längst nicht so gütig wie Maria Theresia, geht es nach London. Hier schätzt man seit Händel deutsche Tonkunst. Und reich mit Gold und Ruhm beladen, kehren die Mozarts über Holland und die Schweiz nach Salzburg zurück.

Während der heranwachsende Wolfgang, nunmehr von der Mutter begleitet, viel draußen konzertiert, führt Maria Anna daheim dem Vater den Haushalt und ist dabei dessen musikbegeisterter Famulus. Und die gleichen Dienste erweist sie noch dem fernen Bruder, zumal da die Mutter stirbt und eine große Lücke zurückläßt. Maria Anna reinigt und flickt die heimgesandte Wäsche und Kleidung. Mit Begeisterung aber — ist sie es doch, die am festesten an die Sendung des Bruders glaubt — prüft und begutachtet sie nach sorgfältigem Studium dessen erste größere Kompositionen. Glücklich und stolz wohnt sie an seiner Seite den Erstaufführungen seiner Opern bei. Immer ist sie für ihn da, arbeitet geistig und körperlich oft so schwer für den Bruder, daß er ihr im Briefe zuruft: „Liebste, beste Schwester! Schone Dich! Du hast noch nichts von dem guten Herzen Deines Bruders genossen, weil er's noch nicht im Stande war."

Beide heiraten. Konflikte kommen. Maria Anna wird an der Seite des Herrn von Sonnenberg weniger glücklich als Wolfgang mit seiner geliebten Konstanze Weber, bis Maria Anna's Ehe durch den Tod des Mannes gelöst wird.

Nun hätte sich Mozarts Schwester, die in allem Unglück die musikalische Beraterin des Bruders blieb, mehr dessen Familie räumlich nähern können, da trifft sie in Salzburg am fünften Dezember 1791 aus Wien die Nachricht von Mozarts Tode bis ins Mark.

Fortan ernährt sie sich als Klavierlehrerin, jede Unterstützung der Verehrer des Bruders beharrlich ablehnend. Ihre Mußestunden widmet sie nur der künstlerischen Hinterlassenschaft des Bruders und der Unterstützung seiner Witwe. Sie beendet seine Torsi und schreibt Erinnerungen nieder. So lebt Maria Anna mit ihrem „heißgeliebten Wolferl" fort, und selbst, als sie in späteren Jahren erblindet, kann dies der Vielgeprüften keine tiefe Wunde mehr schlagen.

Maria Anna Mozart starb am 29. Oktober 1829 zu Salzburg. Wie sehr Mozart seine Schwester bis zum Tode geliebt und geschätzt hat, beweist diese Stelle aus einem seiner letzten Briefe an sie anläßlich der Uebersendung eines Rondo: „Kein Mensch als meine liebste Schwester darf es mir nachspielen . . ."

Bunte Chronik

Einer von den alten Bergsteigern lebt! Von den kühnen Bergsteigern aus alter Zeit, als Bergwandern, Berg- und Klettersport noch nicht Volkssport war, sind manche ihrem kühnen Drang, die Bergwelt zu erschließen zum Opfer gefallen. Purtscheller, Compton, Pinggera und wie sie alle hießen, sie sind nicht mehr. Unter welchen Schwierigkeiten ihre Besteigungen noch vor vier Jahrzehnten erfolgten, als es noch keine moderne Hütten mit gesonderten Kochräumen und anderem Komfort wie heute gab, davon können sich die heutigen Bergsteiger kaum einen Begriff machen. Es gehörte dazu viel Ausdauer und Kraft, viel Geistesgegenwart und Liebe zu den Bergen. Aber einer ist noch unter uns, Dr. Karl Blodig in Bregenz am Bodensee, der in körperlicher und geistiger Frische am 16. Oktober d. J. seinen 70. Geburtstag feierte. Noch als 69jähriger gelang es ihm, in der Gegend der neuen Heilbronnerhütte und im Gebiete der Scesaplana zwei Neuersteigungen auszuführen. Schon als 16jähriger hat er seine großen Bergfahrten begonnen. Er ist ein Mensch, dem die Bergwelt das Höchste war, nicht der Rekord. Ihm war es nicht darum zu tun, mit halsbrecherischen Leistungen die Oeffentlichkeit auf sich zu lenken, obgleich seine Besteigung aller Viertausender der Alpen eine Glanzleistung ersten Ranges war. Sein Bekenntnis war: „Mir erschien jeder Berg, ob groß oder klein, stets als ein ehrwürdiges, wunderbares Etwas, voll Leben, Schönheit und geheimnisvollem Zauber, dessen Ergründung und Verständnis mir als das Höchste des ganzen Bergsteigens erschien." Mit den alten Bergsteigern verband ihn eine kernfeste, in den Bergen wohl geschmiedete Freundschaft. Dem Deutschen und Oesterreichischen Alpenverein hat er als langjähriger 3. Vorsitzender und Hüttenbauwart sehr große Dienste geleistet. In unzähligen Vorträgen in allen deutschen Gauen hat Blodig es verstanden, die Bergfreunde zu begeistern und die Liebe zu den Bergen stets neu anzufachen. Er versteht es meisterhaft in freier Rede seine Bergfahrten zu schildern und den Zuhörer zu packen und zu fesseln. Wer mit ihm durch die Bergwelt wandern, die ergreifende Schönheit der Alpenwelt in sich aufnehmen will, der folge ihm an Hand des alljährlich erscheinenden Blodigschen Alpenkalenders. Hier schöpft Blodig aus dem reichen Schatz seiner Erfahrungen und erfreut den Bergfreund durch sorgsam ausgewählte Bilder und ernste und heitere Plaudereien das ganze Jahr hindurch. Blodig gehört zu den besten Bergsteigern aus der Glanzzeit des Alpinismus. Seine Leistungen als Bergsteiger

und als Schilderer seiner Bergfahrten und Künder der Herrlichkeiten der Alpen bilden unvergängliche Ruhmesblätter in der Geschichte der Erschließung der Ost- und Westalpen.

*** Ein unvorsichtiger Autofahrer.** Vor dem Großen Schöffengericht Berlin-Mitte hatte sich der Filmschauspieler Iwan Petrovich unter der Anklage zu verantworten, durch Fahrlässigkeit den Tod von zwei Menschen verursacht zu haben. Petrovich fuhr am 22. Juni mit seinem Kraftwagen durch Adlershof und stieß, als er eine Straßenkreuzung überqueren wollte, mit einem Motorrad zusammen, wobei die beiden Motorradfahrer getötet wurden. Der Angeklagte bestritt, Schuld an dem Unfall gehabt zu haben und behauptet, daß die Schuld auf seiten der Motorradfahrer gelegen habe. Das Gericht verurteilte Petrovich zu drei Monaten Gefängnis und billigte ihm Bewährungsfrist zu unter der Bedingung, daß er eine Buße von 2000 Mark an die Staatskasse zahle. Das Gericht erblickte die überwiegend größere Schuld auf seiten der beiden Autofahrer, war aber der Ansicht, daß auch dem Angeklagten ein kleiner und nicht ganz unwesentlicher Teil der Schuld zur Last gelegt werden müsse.

*** Das größte Tier der Welt.** Die Leitung des Britischen Museums hat aus Amerika eine aufsehenerregende Meldung erhalten. In der Umgebung der Stadt Vernal, im Staate Utah, hat eine paleontologische Expedition des amerikanischen Gelehrten, Prof. Barnum Brown, das vollständig erhaltene Skelett eines Urtieres entdeckt, das der Gelehrte als das größte Tier der Welt bezeichnet. Die Expedition Prof. Browns ist von einem amerikanischen Milliardär ausgerüstet worden, um ein Berg-Plateau des Staates Utah zu untersuchen. Es ist aber bisher nicht gelungen, in dieser Gegend ein vollständiges Skelett eines Urtieres zu finden. Das Urtier, ein gigantischer Brontosaurier, hat die Länge von 19,80 Meter und die Höhe von 16 Meter. Neben diesem Ungeheuer erscheint sogar der Mammut als ein verhältnismäßig kleines Tier. Wie Prof. Brown behauptet, hat der von ihm entdeckte Brontosaurier vor 150 Millionen Jahren gelebt.

*** Trauung im Gefängnis.** Es gehört gewiß nicht zu den Alltäglichkeiten, daß ein Brautpaar den Bund der Ehe im Gefängnis abschließt. Im Amtszimmer des Gerichts zu Solingen wurde eine solche Trauung vollzogen. Der Bräutigam, ein schon häufig vorbestrafter Mann, der zuletzt in Elberfeld eine Gefängnisstrafe wegen Diebstahls verbüßte, ist zurzeit in eine umfangreiche Diebstahlssache verwickelt, während seine Braut in derselben Angelegenheit wegen Hehlerei in Untersuchungshaft sitzt. Aus Anlaß der Trauung wurde dem jungen Paare eine Festmahlzeit gegeben. Inzwischen wurde gegen das Ehepaar und einen dritten Angeklagten in der Angelegenheit verhandelt. Die Frau erhielt wegen Hehlerei drei Monate Gefängnis, ihr Mann drei Jahre und sechs Monate Zuchthaus wegen Diebstahls. Er dürfte bis zu seinem ehelichen Zusammenleben also noch reichlich Zeit zur Besserung haben.

*** 12 blinde Passagiere auf einem Dampfer.** Mit einem lettischen Dampfer trafen am Freitag sieben blinde Passagiere in Brunsbüttel ein, vier Polen und drei Finnen. Im Kaiser-Wilhelm-Kanal wurden die blinden Passagiere, als sie — durch Hunger getrieben — die Speisekammer aufbrechen wollten, von einem Schiffsoffizier bemerkt. Es handelt sich um junge Leute im Alter von 19—21 Jahren. Sie wurden in Brunsbüttelkoog an Land gebracht, um mit Schiffen, die nach Polen oder Finnland fahren, wieder abgeschoben zu werden. Nach der Weiterfahrt des Dampfers erzählten sie, daß sich auf dem Schiffe noch 5 weitere blinde Passagiere befänden.

*** Das Alter der Massary und das Arbeitsgericht.** Das Rätselraten um das Alter von Fritzi Massary beschäftigt seit einiger Zeit auch die Berliner Gerichte in ungewöhnlichem Maße. Kürzlich ist das Berliner Arbeitsgericht im Zusammenhange mit einer Klage, die gegen Fritzi Massary dort angestrengt worden war, ebenfalls damit beschäftigt gewesen. Die Klage war von einem Grafen von Stoltikow-Bennecke angestrengt worden, der 3000 Mark von Fritzi Massary mit der Begründung fordert, daß er von Max Pallenberg, bekanntlich dem Gatten der Massary, den Auftrag erhalten habe, Vergleichsverhandlungen in Leipzig in der Angelegenheit des Streites über die falsche Altersangabe in Meyers Konversationslexikon zu führen. Fritzi Massary hat bei Erscheinen des Lexikons gegen die Angabe bekanntlich protestiert. Die Verhandlungen vor dem Berliner Arbeitsgericht, die sich mit der Forderung des Klägers beschäftigten, gipfelten schließlich in der Abweisung der Klage, da sich das Arbeitsgericht nicht für zuständig erklärte. Es verwies vielmehr die Klage an die Künstlerkammer, die sachlich als zuständiger angesehen wird. Der Kläger hatte dem Leipziger Verlag ein längeres Gutachten eingesandt und auch seiner Doktorarbeit eine Rechtsmaterie zugrunde gelegt, die derjenigen entspricht, die der Konflikt Fritzi Massaryns gegen das Deutsche Bibliophile Institut in Leipzig aufgeworfen hat.

*** Schwere Unwetter in Italien.** Infolge heftiger Wolkenbrüche, die über Savona und Umgebung niedergingen, sind zwei Bäche derart angeschwollen, daß sie die anliegenden Felder und die niedriger gelegenen Stadtteile überschwemmten. An einzelnen Punkten der Stadt erreichte das Wasser eine Höhe von einem Meter, sodaß zahlreiche Geschäfte und Keller unter Wasser gesetzt wurden. Auch die öffentlichen Parkanlagen wurden schwer beschädigt. In der Umgebung wurden zahlreiche Weingärten verwüstet. Auch in Spezia wurden die Straßen durch den Regen in reißende Bäche verwandelt. Mehrere Fabrikgebäude wurden unter Wasser gesetzt, sodaß die Arbeit eingestellt werden mußte. Der Magrafluß führt Hochwasser und hat weite Landstrecken überschwemmt.

*** Ein Fischkutter gestrandet.** Vor der Einfahrt zum Fischereihafen Neukuhren an der ostpreußischen Samlandküste strandete bei hohem Seegang ein Fischkutter, wobei vier Fischer ertranken. Die Unglücksstelle ist von jeher als besonders gefährlich bekannt, und schon mehrfach Fischerbooten zum Verhängnis geworden. Von den am Sonntag zum Fischfang in See gegangenen Booten aus Neukuhren sind noch zwei weitere Boote überfällig.

*** Bombenattentat auf eine Hochzeit.** Aus Lemberg wird berichtet: In dem Dorfe Firlejowka in Ostgalizien warfen unbekannte Täter in die Wohnung des Landwirtes Gembarski, in welcher eine Hochzeit stattfand, durchs Fenster eine Granate. Das Geschoß explodierte und tötete drei Anwesende, während sieben Personen schwere Verletzungen erlitten. Die eingeleitete Untersuchung ergab, daß die Granate von Knechten geworfen worden war, welche sich auf diese Weise dafür rächen wollten, daß sie nicht zur Hochzeit eingeladen worden waren. Die Polizei nahm zahlreiche Verhaftungen vor.

*** Ungalante Richter.** Ein Autofahrer in der Schweiz hatte eine Frau überfahren. Zum Glück hatte die Frau nur unbedeutende Quetschungen erlitten, aber die Sache kam doch vor den Richter. Der Fahrer legte dar, wie alles durch die Schuld der Klägerin gekommen sei. Mitten auf der Straße habe sie gestanden, zusammen mit zwei anderen Frauen. Und haben sie ihn etwa nicht kommen sehen? und hören? Habe er nicht alle erdenklichen Zeichen gegeben, dreimal gehupt und die Geschwindigkeit verlangsamt, ganz nach der Vorschrift? Und das alles hart rechts auf der Straßenseite! Alle drei hätten sie ihn doch gesehen, die Frauen, und am ersten die Klägerin, aber sie sei so dämlich ausgewichen, so furchtbar dämlich, anstatt nach links zu gehen wie die beiden anderen es getan hätten, sei sie nach rechts gesprungen und geradewegs in den Wagen. Was er also wohl für das Ganze könne? So entwickelte der Fahrer mit Eifer seine Gründe und glaubte an Gerechtigkeit. Bis ihn das Bezirksgericht verurteilte. Und zu Hause las der junge Herr in schweizerischem Schriftdeutsch: „... Unerheblich ist auch die weitere Einlassung des Beklagten, die Klägerin habe den Kraftwagen kommen sehen, und er, der Beklagte, habe ohne Fahrlässigkeit annehmen dürfen, daß sie nach der richtigen Seite und nicht gerade nach rechts ausweichen werde. Eine solche Erwägung trägt weder den besonderen Gefahren des Kraftwagenverkehrs noch auch insbesondere der geistigen Beschaffenheit der Frauen genügend Rechnung. Jedem Fahrer ist es bekannt, daß man bei Frauen, beim Rindvieh und bei Hühnern niemals wissen kann, nach welcher Seite sie ausweichen werden . .“ So geschehen in einem schweizerischen Gerichtsurteil. Es gibt unhöfliche Richter — in der Schweiz.

*** Der große Geldschrankeinbruch in Berlin.** Wie die Firma Bywau u. Knauer A.-G. zu dem großen Einbruch in ihre Geschäftsräume in der Mohrenstraße in Berlin mitteilt, ist der gesamte Schaden bei einer der größten Versicherungsgesellschaften voll gedeckt. Trotzdem der gestohlene Betrag die Hälfte der Wochenlöhnung darstelle, habe die Firma ihre gesamte Belegschaft in Berlin, die etwa 2500 Mann betrage, pünktlich löhnen können. Von der Versicherungsgesellschaft ist für die Herbeischaffung des Geldes eine 10prozentige Belohnung, etwa 14000 ℳ, und für die Ergreifung der Täter eine solche von 5000 ℳ ausgesetzt.

*** 15 Jahre Zuchthaus für einen Brudermörder.** In dem Mordprozeß Ludwig Schömig vor dem Schwurgericht Ulm wurde folgendes Urteil verkündet: „Der Angeklagte wird wegen Totschlags zu einer Zuchthausstrafe von 15 Jahren verurteilt.“ Der Angeklagte hatte seinen Bruder Anton mit einem Beil erschlagen und die Leiche in einem Gartengrundstück verscharrt. Er gab zu, seinen Bruder niedergeschlagen zu haben, will jedoch in größter Aufregung gehandelt und keine Tötungsabsicht gehabt haben. Der Frau des Erschlagenen erzählte der Angeklagte, ihr Mann sei mit einer Kellnerin nach der Schweiz durchgebrannt. Mit der Frau des Bruders zog Schömig dann nach Stuttgart, wo er sieben Monate lang mit ihr zusammenlebte und sich als ihr Mann ausgab. Als Anton Schömig verbüßte er auch eine fällig gewordene Gefängnisstrafe des Erschlagenen. Eine Freundin der Frau machte die Polizei auf das angebliche Ehepaar aufmerksam und erst jetzt kam die Untat ans Licht. Der Staatsanwalt hatte die Todesstrafe beantragt, das Schwurgericht jedoch die Frage auf Tötung mit Ueberlegung verneint. Mit Rücksicht auf die unglaubliche Roheit der Tat und auf das noch viel gemeinere Benehmen nach der Tat, hat das Gericht auf die gesetzlich höchst zulässige Strafe für Totschlag erkannt und dem Angeklagten keine mildernden Umstände zugebilligt.

Briefkasten

M. C., Beuthen. Bei Tee beruht die schädliche Wirkung bei zu langem Ziehen oder zweiten Aufguß auf der Auflösung der Fermente. Eine zweite Ausbrühung des Kaffeesatzes dürfte kaum schädliche Wirkung haben, da die stimulierenden Stoffe des Kaffees sofort in das kochende Wasser treten. Ein solcher Zweitguß verursacht deshalb auch bei sehr empfindlichen Personen kein Herzklopfen.

R. H., Bojanowo. Kirchliche Zeugenhandlungen (Taufzeugen, Trauzeugen) können nur von Personen wahrgenommen werden, die der Kirche noch angehören.

Wette Paulaner. Otto hat recht! Vom 2. bis zum 6. Juli 1919 fuhr das englische Luftschiff R. 34, wie wir erst kürzlich in einer Briefkastenanfrage mitteilten, von East Fortune bei Edinburgh nach Lakehurst, Newyork, und vom 10. bis zum 13. Juli zurück.

Frau E., Gleiwitz. Nach einem neuen amerikanischen Verfahren werden die Gardinen überhaupt nicht mehr gewaschen, sondern mit einer Mehlmasse bestreut. Diese Mehlmasse wird mit Wattebäuschen verrieben, wonach die Gardinen wieder aufgehängt werden.



Das Jubeljahr der Elektrotechnik

Von Dipl.-Ing. Dr. Arthur Hamm.

Das Jahr 1929 steht für die Elektrotechnik, und namentlich für die deutsche Elektrotechnik im Zeichen einer Reihe so bedeutsamer Jubiläen, wie sie nicht leicht ein anderer Zweig der Technik in einem Jahre vereinen kann. Die elektrische Beleuchtung, die elektrische Bahn und das elektrische Fernsprechwesen können in diesem Jahr auf ein fünfzigjähriges Bestehen zurückblicken, und die allgemeine Bedeutung der Elektrotechnik wird gekennzeichnet durch die ebenfalls um fünfzig Jahre zurückliegende Gründung des Elektrotechnischen Vereins in Berlin durch Werner Siemens und den Generalpostmeister Stephan, des ersten Vereins dieser Art in der Welt, der zur Verbreitung elektrotechnischer Kenntnisse und zur Förderung wissenschaftlicher Arbeitsmethoden außerordentlich viel beigetragen hat.

Die Allgemeinheit interessiert in erster Linie das, was ihr unmittelbar zugute kommt: das elektrische Licht und die elektrischen Bahnen. Am 5. Juli 1879 schrieb Werner Siemens an seinen Bruder Karl in London: „Gestern hatten wir Probebeleuchtung meines Gartens in Charlottenburg für den heutigen Abend (letztes Gartenfest). Die zwölf Glocken mit neuen Lampen waren hoch in den Bäumen angebracht und der Effekt prachtvoll. Interessant war, daß man beliebig hell und dunkel machen konnte. Alle zwölf Lampen waren in einem Leitungskreis. Das läßt sich fast unbegrenzt steigern. Durch die neuen Differentiallampen und die Wechselstrom-Maschine ist jetzt eine neue Basis gewonnen, und es wird jetzt eine großartige Entwicklung des elektrischen Lichts eintreten" Werner Siemens kennzeichnet in diesem Brief die Bedeutung der neuen Konstruktion, die sein Oberingenieur Fr. von Hefner-Alteneck nach seiner Anregung gemacht hatte, und die darin bestand, daß die elektrischen Bogenlampen dadurch voneinander vollkommen unabhängig wurden, daß sie auf konstanten Widerstand regulierten. Bei allen elektrischen Bogenlampen brennen bekanntlich die Kohlenstifte langsam ab und müssen infolgedessen weiter vorgeschoben werden, sonst erlischt der Bogen. Das geschieht durch einen vom Strom selbst getätigten Mechanismus. Man pflegte aber bis dahin Bogenlampen immer in einem Stromkreise in größerer Anzahl hintereinander zu schalten. Durch ihre Reguliertätigkeit störten sie sich aber — da eine Einstellung auf genau gleichen Strom praktisch nicht möglich war — gegenseitig so, daß die Beleuchtung nicht zufrieden stellte. Wir haben heute keine Vorstellung mehr, mit welchen Schwierigkeiten die Beleuchtungstechnik damals zu kämpfen hatte. Ein dauerndes Auslöschen und Wiederzünden der hintereinander geschalteten Bogenlampen, war die Folge der gegenseitigen Störungen, und infolgedessen konnte keine Stadtverwaltung und kein Privatmann daran denken, Bogenlampen zur allgemeinen Beleuchtung zu verwenden. Die Gaslampen waren den Bogenlampen trotz geringerer Helligkeit bei weitem überlegen. Durch Hefners Konstruktion der Differentiallampe war diese Schwierigkeit mit Erfolg überwunden. Die großartige Entwicklung des elektrischen Lichts, die Werner Siemens voraussah, ist in einem Maße eingetreten, wie er es selbst damals wohl kaum geglaubt hätte, und die elektrische Beleuchtung hat sich heute gegenüber anderen Lichtquellen so vollkommen durchgesetzt, daß man sich sonstiger Beleuchtungsmittel eigentlich nur noch bedient, wenn man keine Elektrizität zur Verfügung hat oder vorhandenen Gasanstalten Belastung zuführen will.

In demselben Jahre richtete die Firma Siemens & Halske in Berlin die erste elektrische Beleuchtung mit den neuen Bogenlampen in der Kaisergallerie (Passage) ein. Ein kleiner Gasmotor mit Dynamomaschine lieferte die elektrische Energie. Wenige Jahre später wurden die Berliner Elektrizitätswerke gegründet, die dann diese Aufgabe einheitlich für den ganzen Stadtbezirk durchführten.

Dieser Siegeszug des elektrischen Lichts wurde in stärkstem Maße gefördert durch Edisons Erfindung der elektrischen Glühlampe im Oktober 1879. Im Grunde genommen war es keine neue Erfindung, denn, wie später festgestellt wurde, hatte der deutsche Mechaniker Goebel bereits 25 Jahre vor Edison in Newyork elektrische Glühlampen hergestellt, die in genau der gleichen Weise aufgebaut waren, wie die Edisonschen und ihnen an Brauchbarkeit und Lebendauer keineswegs unterlegen waren. Sie besaßen ebenso wie jene Kohlefäden aus Bambus und hohes Vakuum. Nur eilte die Goebelsche Erfindung ihrer Zeit so weit voraus — er mußte als Stromquelle Batterien verwenden, da Dynamomaschinen zur wirtschaftlichen Erzeugung großer Elektrizitätsmengen fehlten —, daß sie verloren gehen mußte. Edisons Erfindung fiel in eine glücklichere Zeit, da durch Werner Siemens Erfindung der dynamoelektrischen Maschine geeignete Stromquellen geschaffen waren und ein starkes Bedürfnis nach elektrischer Beleuchtung vorhanden war. Vor Edison waren zwar schon Versuche gemacht worden mit Platin, dem schwerstschmelzbaren Metall, die aber nicht befriedigend ausfielen. Edison versuchte es zunächst mit einem verkohlten Zwirnsfaden. Er schritt dann weiter vor, indem er die bekannte Hufeisenform des Glühfadens aus einem Kartenblatt ausschnitt und diesen Streifen verkohlte. Auch dieses Material war noch nicht hinreichend haltbar, es war, ebenso wie der verkohlte Zwirnsfaden, zu brüchig. Da kam er auf die Verwendung der Bambusfaser, die Goebel bereits vor ihm mit sicherem technischem Griff benutzt hatte und die der elektrischen Glühlampe erst die erforderliche Haltbarkeit im Betrieb verlieh. Edison löste aber gleichzeitig mit seiner Glühlampe das Problem, das man damals als die Unterteilung des elektrischen Lichts bezeichnete, und das außerordentlich viele Köpfe bewegt hatte. Man kannte vorher nur die Bogenlampe, die ja auch in der kleinsten Ausführung Lichtstärken von vielen hundert und tausend Kerzen gab. Sie kam deswegen für einen Innenraum überhaupt nicht in Betracht, höchstens für große Hallen. Hierfür war es notwendig, diese Lichtmenge zu unterteilen. So konnte vom Jahre 1879 ab die elektrische Beleuchtung in doppelter Weise ihren Siegeszug antreten. Mehrere Jahrzehnte war die Kohlenfadenlampe die einzige elektrische Lampe für kleinere Lichtstärken. Heute ist sie allerdings weit überholt durch wirtschaftlichere Beleuchtungsmittel, nachdem es durch die Metalldrahtlampen mit Tantal- und später mit Wolframdraht gelang, den Stromverbrauch auf etwa ein Sechstel abzusetzen.

Das Jahr 1879 brachte uns auch die elektrische Bahn, eine Erfindung von Werner Siemens. Auf der Berliner Gewerbeausstellung des gleichen Jahres zeigte er eine kleine elektrische Eisenbahn, die auf Schmalspurschienen lief. Eine kleine Lokomotive, die eine dynamo-elektrische Maschine trug, zog drei Anhängewagen mit Pferdebahn-Geschwindigkeit. Werner Siemens schrieb an seinen Bruder Karl darüber: „Die Bahn läuft in sich selbst zurück, ist etwa 300 Meter lang und der Zug passiert sie mit 18—24 Personen, und dem Lokomotivführer, der auf der Lokomotive reitet, in 1—2 Minuten, je nach der Geschwindigkeit der arbeitenden Maschine. Bei sehr starkem Regen geht es etwas langsamer. Die Sache macht allen gewaltigen Spaß, und bei zwei Silbergroschen Fahrgeld für wohltätige Zwecke kommen täglich in vier Stunden gegen 1000 Mark ein." — Werner Siemens plante schon damals im Anschluß an diesen ersten Erfolg eine elektrische Stadtbahn in Berlin, die von der schon bestehenden alten Bahn abzweigen und die von ihr nicht bestrichenen Stadtteile anschließen sollte. Auch die Stadtbahn selbst dachte er schon zu elektrisieren. Das hat freilich noch 50 Jahre auf sich warten lassen. Aber der Erfolg, den Werner Siemens mit seiner Erfindung hatte, übertraf doch alle seine Erwartungen. Die Verbreitung der elektrischen Straßenbahn in der ganzen Welt ist bekannt und auch die Vollbahn wird mehr und mehr von der elektrischen Lokomotive erobert. Deutschland bleibt hier nicht zurück. Außer den kohlearmen Staaten, die auf den elektrischen Antrieb in ganz besonderem Maße angewiesen sind, wie Italien und die Schweiz, steht es mit an der Spitze der Bewegung.

Auf dem Gebiete des Schwachstromes brachte das Jahr 1878 wesentliche Fortschritte durch die Verbesserung des Telephons durch Werner Siemens. In dem damaligen Generalpostmeister Stephan fand er einen kongenialen Verwaltungsbeamten, der die Einführung des Fernsprechwesens durch die Postverwaltung zur Durchführung brachte.

Die genannten drei bedeutsamen Fortschritte, die elektrische Beleuchtung, die elektrische Bahn und das Fernsprechwesen sind für die ganze Welt von so einschneidender Bedeutung geworden, daß es wohl berechtigt ist, für den eigentlichen Beginn des elektrischen Zeitalters das Jubeljahr 1879 festzusetzen.

Lampen, die die Sonne übertreffen

Die segenspendende Sonne meinte es in diesem Sommer wieder einmal gut mit uns, daß wir sogar schon unter der Glut ihrer Strahlen stöhnten, und doch spendet sie besonders dem Bewohner der Großstadt jene ultravioletten Strahlen, deren Bedeutung für die Gesundheit man immer mehr erkannt hat, nicht in genügendem Maß. Man sucht daher das Hochgebirge und das Meer auf, wo diese Ultraviolettstrahlung intensiver ist.

Wir haben es aber jetzt so weit gebracht, daß wir einen „Sonnen-Ersatz" in den Quecksilberdampflampen und in den Glühlampen mit Glaskolben besitzen, der die Ultraviolettstrahlen durchläßt. Diese Ultraviolett-Glühlampe ist in jüngster Zeit so vervollkommnet worden, daß sie die Sonne unserer Gegenden in der Aussendung dieser kostbaren Strahlen übertrifft. Diese überraschende Tatsache hebt Dr. F. Dannmeyer in der Frankfurter Wochenschrift über die Fortschritte in Wissenschaft und Technik „Die Umschau" hervor.

Um Sonne und Glühlampe zu vergleichen, muß man zunächst wissen, welchen Lichtsegen die Sonne über uns ausbreitet, und da zeigt sich, daß dieser in Norddeutschland nicht allzu groß ist. Man kann die Ultraviolettstrahlung der Sonne, die nach ihrem Entdecker „Dorno-Strahlung" heißt, nach „Dorno-Stunden" messen, in denen sie einen greifbaren Wert für den Menschen besitzt. Morgens um sechs Uhr erhält man nun durch die Sonne auch im Hochsommer kein meßbares Ultraviolett, Mittags dagegen 120 Volt-Sek. Bezeichnet man nun diesen Wert der mittäglichen Hochsommerstrahlung mit 100 %, so ergibt sich für den Jahresdurchschnitt der Ultraviolettstrahlung nur etwa 40 %, und tatsächlich erhält man im ganzen Jahr nur 305—350 Dorno-Stunden; dazu kommt allerdings noch die Ultraviolettstrahlung, die vom Himmel als Ganzem ausgeht. Das Endergebnis beträgt also 610—700 Dorno-Stunden im Jahr; das ist genau die Hälfte der meteorologisch gemessenen Sonnenstunden. Bei einer Ultraviolett-Glühlampe hat man den Dorno-Wert mit 80 % gemessen, und diese Lampe hat eine Brenndauer von 300 Stunden, liefert also bei 80 % 240 Dorno-Stunden. Danach gibt uns die Sonne allein mit ihren 350 Dornostunden pro Jahr nur 1½ mal soviel Ultraviolett wie die eine Glühlampe; Sonne und Himmel zusammen liefern nur das Dreifache. Dabei sind bei der Glühlampe Mindestwerte angenommen, während die Sonnenwerte Bestwerte darstellen.

Wir erhalten also durch die Ultraviolett-Lampe, wie der Verfasser hervorhebt, die Möglichkeit, „die Sonne ins Heim zu schaffen, südliche Klimate lichtbiologisch bequem in unsere Heimat zu verlegen, die Großstadt insbesondere biologisch erträglich zu machen."